

Unverkäufliche Leseprobe



Stefan von der Lahr
Das Grab der Jungfrau

2020. 400 S., mit 2 Karten und 2 Abbildungen
ISBN 978-3-406-75658-0

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/30936996>

© Verlag C.H.Beck oHG, München

Stefan von der Lahr

Das Grab der Jungfrau

Kriminalroman

C.H.Beck

Auch wenn Teile dieses Romans auf historischen Fakten und Zusammenhängen fußen, so ist doch die Geschichte selbst frei erfunden. Insbesondere die Protagonisten sind fiktive Persönlichkeiten. Soweit also Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen oder mit realen Begebenheiten existieren, sind diese rein zufällig und völlig unbeabsichtigt.

Mit zwei Karten, © Peter Palm, Berlin
Ostia antica (Marie Luise Kaschnitz),
© MLK-Erbengemeinschaft c/o Bettina Hartmann

Dieser Kriminalroman erschien erstmals 2015
im VERLAG ANTIKE e. K., Heidelberg.

Chrismon-Bildelement an den Kapitelanfängen © Stefan von der Lahr,
Papyrustexte und -abbildungen in diesem Roman © Stefan von der Lahr

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: geviert.com, Michaela Kneißl

Umschlagabbildung: Petersplatz in Rom,
im Hintergrund der Petersdom © Shutterstock

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany
ISBN 978 3 406 75658 0



klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Prolog

Die Weisheit hat ihr Haus gebaut, ihre sieben Säulen behauen.

*Sie hat ihr Vieh geschlachtet, ihren Wein gemischt
und schon ihren Tisch gedeckt.*

Sie hat ihre Mägde ausgesandt und lädt ein auf der Höhe der Stadtburg.

SPRÜCHE 9,1-3

KONZIL schallte es von jeder Kanzel. KONZIL beherrschte die Schlagzeilen der Weltpresse. KONZIL lief über elektronische Laufbänder an Bahnhöfen und Flughäfen. Und in den Suchmaschinen des World Wide Web wurde KONZIL nur noch von SEX übertroffen. Doch niemand ging liebevoller mit dem Wort KONZIL um als die römischen Konditoren, die es in Zuckerguss auf ihre Torten schrieben – stets bekrönt von einem segnenden *papa nero*, dessen Schokoladenkopf und -hände sich kräftig von seinem Marzipan-gewand abhoben.

Unter dem Vorsitz von Papst Laurentius – dem ersten Nachfolger Petri aus Afrika seit fünfzehnhundert Jahren – sollten auf dem Dritten Vatikanischen Konzil jene Fragen beraten werden, die den Katholiken in aller Welt auf den Nägeln brannten: das Verhältnis des Klerus zu Armut und Reichtum, zur Stellung der Frauen in der Kirche, zu Homosexualität, Zölibat, Kindesmissbrauch durch Geistliche, Ökumene und nicht zuletzt zur Neuorganisation der höchsten Kirchenverwaltung, der römischen Kurie. Diese Agenda hatte für erhebliche Unruhe unter jenen Würdenträgern im Vatikan gesorgt, die um das theologische Erbe der Kirche und mehr

noch um die eigene Macht bangten. Doch all ihre Versuche, darauf Einfluss zu nehmen oder wenigstens den Beginn des Konzils hinauszuschieben, waren erfolglos geblieben.

So hatte der Heilige Vater in der Christmette des letzten Weihnachtsfestes den über tausend Jahre alten Hymnus *Ave praeclara maris stella* angestimmt und dann die Himmlische Gottesmutter als Schutzpatronin des bevorstehenden Konzils angerufen. Seine Predigt in der Heiligen Nacht aber hatte er mit der Ankündigung der Konzilseröffnung für das Hochfest der Aufnahme Mariens in den Himmel, den 15. August, geschlossen.

Noch vor dem Neujahrstag waren die ersten Abgesandten der Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Weihbischöfe, Ordensvorsteher, Äbte und Prioeres in Rom eingetroffen, die an dem Konzil teilnehmen sollten. Gleichzeitig mit den Sekretären, Beratern und Quartiermachern der Geistlichkeit brach ein Heer von Sicherheitsbeamten aus ganz Italien, verstärkt durch Spezialisten internationaler Geheimdienste, in die Heilige Stadt auf, um einen ungestörten Ablauf des Konzils zu garantieren. Entsprechend groß war das Interesse der Medien, deren Vertreter mit ihrem Tross folgten und sich akkreditieren ließen. Dann kamen die Reiseveranstalter, um die Voraussetzungen für einen lukrativen Konzilstourismus zu schaffen. All dies entfaltete wiederum eine magische Anziehungskraft auf Geschäftemacher, Prostituierte und Kriminelle, die zu Tausenden in die Petrus-Stadt strömten. Und so fieberte Rom der größten Versammlung seiner Geschichte entgegen.

Kapitel 1 – Der Besucher



Das erste warme Frühlingswochenende hatte auch die hartgesot-
tensten Wissenschaftler der Universität Berkeley nach San Fran-
cisco Downtown oder ans Meer gelockt. Auf dem sonst so leben-
digen Campus war es still geworden. Das tagsüber in leuchtendem
Weiß erstrahlende Gebäude der Bancroft Library lag im Dunkeln.
Nur oben, im Center for the Tebtunis Papyri, brannte noch Licht.
Dort genoss Professor Cyrill Knightley – mit seinen fünfundsieb-
zig Jahren der Nestor der amerikanischen Papyrologie – einen der
seltenen Momente der Ruhe in seinem Institut. Er hatte es sich
zur Gewohnheit gemacht, samstagsabends, wenn alle Mitarbeiter
längst das Haus verlassen hatten, noch einmal die Handschriften-
fragmente durchzusehen, die im Laufe einer Woche aus dem Labor
gekommen waren. So bemerkte er nicht, wie die Tür zu seinem
Arbeitszimmer sacht geöffnet und, nachdem ein kleiner Leinen-
sack hineingeschoben worden war, wieder geschlossen wurde. Es
dauerte nicht lange, bis Bewegung in den Beutel kam. Im nächs-
ten Augenblick schob sich der Kopf einer Texas-Klapperschlange
aus der Öffnung, und gleich darauf folgte ihr graugelber Körper.
Auf dem warmen Parkett rollte sich das Reptil behaglich zusam-
men, und nur ab und zu, wenn es seine Lage etwas veränderte, war
das leise Scheuern seiner Schuppen zu vernehmen – viel zu leise,
um die Konzentration des alten Gelehrten zu stören. Knightley
setzte die Brille ab und massierte seine Nasenwurzel. Energisch
schob er den Bürostuhl zurück, der ein kurzes Stück über den

Boden rollte. Im selben Moment ließ die Schlange die Hornrassel an ihrem Schwanzende klirren. Der Wissenschaftler fuhr herum, und mit einem Schrei sprang er auf. Die Schlange kroch auf ihn zu. Ohne sie aus den Augen zu lassen, wich der Mann vor ihr zurück. Aber es gelang ihm nicht, den Abstand zwischen sich und dem Reptil zu vergrößern. Mit zwei, drei hastigen Schritten versuchte er, die Tür zu erreichen – doch irgendetwas hatte sie abgeschlossen. Mit seinen Fäusten hämmerte er gegen das Holz. Der Körper der Schlange spannte sich wie eine Uhrfeder.

«NEIN! HILFE!»

In diesem Augenblick stieß sie zu – und Cyrill Knightley starb, noch bevor sein massiger Körper auf dem Boden aufschlug. Die Schlange aber hatte nicht einmal die Haut ihres Opfers geritzt. Man hatte ihr die Giftzähne herausgebrochen. Nach und nach verklang das Rasseln ihrer Hornklappen. Bald darauf öffnete sich wieder die Tür, bis sie an den Leichnam stieß und dann mit sanfter Gewalt aufgeschoben wurde. Eine schlanke Gestalt stieg über den Toten hinweg. Feingliedrige Hände in langen Handschuhen packten die Klapperschlange im Genick und schoben sie wieder in den Leinenbeutel.



Am Montag betrat Sarah Milling als Erste das Center, wo sie als Hilfskraft arbeitete und die Morgenstunden nutzte, um an ihrer Dissertation zu schreiben. Im Flur empfing sie ein muffiger Geruch. Wahrscheinlich hatte übers Wochenende wieder niemand gelüftet! Dann sah sie, dass durch einen Türspalt zum Büro des Direktors ein Lichtstreifen in den Gang fiel. Wie alle im Institut mochte sie Cyrill Knightley und freute sich darauf, für ein paar Minuten ganz allein mit ihm plaudern zu können.

«Guten Morgen, Professor! Schon fleißig?»

Schwungvoll öffnete sie die Tür. – Ihr Schrei war noch im Erdgeschoss zu hören. In der Wärme war die Leiche aufgedunsen, und aus dem entstellten Gesicht starrten die junge Frau zwei weit auf-

gerissene Augen an. Sarah stürzte zum Ausgang. Im letzten Moment bog sie ins Sekretariat ab, wo ein Telefon stand.

Zehn Minuten später standen zwei Streifenwagen vor der Bibliothek, und kurz darauf traf Detective Frank Cunningham ein. Nach und nach erschienen auch die Angestellten des Centers. Die heitere Gelassenheit, die üblicherweise den Alltag im Hause bestimmte, war bald Bestürzung und Trauer gewichen. Nachdem Cunningham sich am Fundort des Toten umgesehen hatte, trat er vor die Tür des Instituts. Dort lief ihm eine in Tränen aufgelöste ältere Dame in die Arme. Sie versuchte vergeblich, zum Büro von Cyrill Knightley vorgelassen zu werden, doch ein Polizist verweigerte ihr den Zutritt, solange die Spurensicherung ihre Arbeit noch nicht erledigt hatte.

«Das musste ja so kommen! Ich habe ihm hundertmal gesagt, er soll abends nicht allein im Institut arbeiten!»

«Verzeihen Sie, Ma'am – Detective Cunningham, Berkeley Police Department. Ich leite hier die Untersuchung. Sie kannten Professor Knightley?»

Auch durch den Schleier ihrer Tränen konnte der Polizist den Zorn in den Augen seines Gegenübers aufblitzen sehen.

«Natürlich kannte ich ihn! Ich bin Mathilda Brown und war siebenundzwanzig Jahre Cyrills Sekretärin.»

«Verstehe. Wie meinten Sie das eben? «Das musste ja so kommen!»»

«Der Professor war krank. Wenn ich ihm Vorhaltungen gemacht habe, dass er mit seinem schwachen Herzen nicht allein bleiben dürfe, hat er mich nur ausgelacht. Er hat gesagt, dass er sich bei der Arbeit am besten entspannen kann und ihm deshalb hier am wenigsten passieren wird. Und jetzt ...»

Der Rest ihrer Worte ging in Schluchzen unter. Cunningham wandte sich an den Polizeiarzt, der in diesem Moment den Leichenträgern die Tür öffnete.

«Was meinen Sie, Doktor?»

«Bin ziemlich sicher, dass der Mann an Herzversagen gestorben ist. Keine äußeren Verletzungen – zumindest keine, die ich hier feststellen kann. Ich kann schon jetzt sagen, dass er seit mehr als

vierundzwanzig Stunden tot ist. Würde mich wundern, wenn er mit seinem Übergewicht nicht bei irgendeinem Hausarzt eine Krankenakte hätte. Mit dem sollten Sie sich in Verbindung setzen.»

«Eine andere Ursache kommt nicht in Frage? Sein Gesicht ist entstellt, als ob er ... irgendetwas Schreckliches gesehen hätte.»

«Muss nicht sein. Der Vernichtungsschmerz bei einem Herzinfarkt würde den Gesichtsausdruck ohne weiteres erklären. Heute Abend bekommen Sie meinen Bericht, Detective.»

In diesem Moment stürmte ein elegant gekleideter Mittvierziger die Treppe hinauf.

«Ich habe unten gehört, was geschehen ist. Ist es wahr? Ist Cyrill wirklich ...?»

Cunningham reichte dem Arzt die Hand.

«Gut, ich warte. Vielen Dank, Doktor!»

Dann wandte er sich an den großgewachsenen Mann.

«Wer sind Sie?»

«Bill Oakbridge, Stellvertretender Direktor des Centers.»

«Detective Cunningham. Können wir uns hier irgendwo ungestört unterhalten, Mr Oakbridge?»

«Bitte, kommen Sie!»

Cunningham wandte sich an einen Streifenbeamten.

«Officer! Wenn Sie hier fertig sind, versiegeln Sie den Eingang! Bis die Spurensicherung durch ist und ich den Bericht des Doktors habe, darf niemand rein.»

Dann folgte Cunningham dem Stellvertretenden Direktor zu den Konferenzräumen einen Stock höher.

«Bitte nehmen Sie Platz, Detective!»

«Danke! Sind Sie auch Professor?»

«Ja, aber Titel haben in diesem Haus nie eine Rolle gespielt. ... Verzeihen Sie bitte, aber ich ... ich bin völlig fassungslos.»

«Wie lange kannten Sie Professor Knightley?»

«Über zwanzig Jahre. Ich habe bei ihm studiert. Nach einem Forschungsaufenthalt in Oxford und Rom bin ich in Berkeley Professor geworden und schließlich Stellvertretender Direktor und Cyrills rechte Hand.»



«Was forschen Sie hier?»

Bill Oakbridge schaute sein Gegenüber verdutzt an.

«Entschuldigen Sie, Detective! Wenn man so lange in diesem Institut arbeitet wie ich, kann man sich kaum noch vorstellen, dass jemand nicht weiß, was wir hier machen ... Die Bancroft Library beherbergt eine ganze Reihe von Forschungsbibliotheken. Unter anderem finden Sie hier über 30 000 antike Handschriften auf Papyrus. Sie kommen alle aus Ägypten, aus einer Stadt namens Tebtunis in der Landschaft Fajjum.»

Oakbridge deutete mit einer Hand hinter sich, wo an der Wand

eine große Landkarte hing, die einen Teil des Alten Ägypten zeigte. Ein Fähnchen markierte den Ort.

«Diese Papyri sind über 2000 Jahre alt. Am Ende des zweiten und zu Beginn des ersten Jahrhunderts vor Christus hat man in Tebtunis solche Papyri zu einer Art Pappmaschee verarbeitet und damit Krokodilmumien hergestellt. Es muss damals in kurzer Zeit so viele tote Krokodile gegeben haben, dass man nicht genügend Leinwand hatte, aus der man üblicherweise die Mumien gefertigt hat. Dass man stattdessen Papyri genommen hat, erweist sich heute als wahrer Segen. Die auf diese Weise erhaltenen Texte sind zwar überwiegend Verwaltungsschreiben, private Dokumente, Vorschriften von Priesterbruderschaften – also ganz alltäglich, wenn Sie so wollen –, aber gerade deshalb bilden sie für uns eine besonders interessante Quelle zur ägyptischen Geschichte. Wir präparieren die Papyri, werten sie aus und gliedern sie in die Bestände der Bancroft Library ein. Dass das überhaupt möglich ist, verdanken wir den britischen Papyrologen Grenfell und Hunt, die im Winter des Jahres 1899/1900 in einer Nekropole, einem Friedhof südlich von Tebtunis, diese Krokodilmumien gefunden haben. Dort befand sich eines der wichtigsten Heiligtümer des ägyptischen Krokodilgottes Sobek, der Tempel des Soknebtynis – Sobeks, des Herrn von Tebtunis.»

«Klingt interessant, aber nicht so aufregend, dass man daran sterben müsste.»

«Sicher nicht – auch wenn für uns natürlich vieles sehr spannend ist, was wir aus diesen Papyri erfahren. Aber Cyrills Tod hat wohl andere Ursachen. Vor acht Jahren hatte er einen schweren Herzinfarkt. Er war nicht gerade schlank. Sie haben ihn ja gesehen. Er aß zu viel, trank gern und nicht zu knapp kalifornischen Rotwein und rauchte dazu seine geliebten Havannas, die der Arzt ihm strikt verboten hatte. Er bewegte sich eigentlich nur von seiner Wohnung zum Auto, vom Auto zum Lift und dann hierher in sein Büro und wieder zurück.»

«Hatte Professor Knightley Feinde?»

«Er war weltweit ein ebenso geschätzter wie beliebter Kollege.»

«Hatte er Familie?»

«Er war nicht verheiratet, wenn Sie das meinen. Aber er hatte eine Haushälterin. Und ich glaube, er erwähnte mal einen Neffen in Seattle. Aber Cyrills eigentliche Familie waren die Menschen in diesem Institut.»

«Wer wird jetzt hier sein Nachfolger?»

«Es ist zwar jetzt nicht der passende Moment. Aber ... ja, ich vermute, dass ich das sein werde.»

«Hm. Das genügt fürs Erste. Falls sich noch Fragen ergeben sollten, dann ...»

«Selbstverständlich, Detective. Ich stehe Ihnen jederzeit zur Verfügung. Wann können wir das Institut wieder betreten?»

«Vermutlich morgen Nachmittag. Ich rufe Sie dann an.»

Cunningham ließ sich noch von Mrs Brown die Adresse des Hausarztes von Cyrill Knightley geben, der ihm bei einem Besuch bestätigte, was der Polizeiarzt vermutet hatte: ein vorgeschädigtes Herz, Durchblutungsstörungen und eine massive Herzinsuffizienz. Die Obduktion ergab, dass der Tod als Folge eines schweren Infarkts am späten Samstagabend oder frühen Sonntagmorgen eingetreten war. Am Körper des Toten waren keine Verletzungen festzustellen. Auch die Spurensicherung entdeckte nichts Auffälliges, außer einigen sehr feinen Sandkörnern auf dem Boden des Büros, die jedoch auch nur deshalb auffielen, weil der Raum noch am Freitagabend vom Reinigungsdienst gewischt worden war. Zwar passten sie nicht recht ins Bild, boten aber keine ausreichende Grundlage für weitere Ermittlungen. So gab das Berkeley Police Department den Leichnam noch am Montagabend zur Bestattung frei, die der Neffe aus Seattle als nächster Angehöriger umgehend in die Wege leitete. Und als am Mittwochnachmittag zahlreiche Kollegen Cyrill Knightley das letzte Geleit gaben, hatte man seine schmale Untersuchungsakte mit dem Vermerk «Tod durch Herzversagen» bereits geschlossen.

Der Zugang zum Center war am Dienstagmorgen zwar wieder freigegeben worden, doch sollte das Institut in dieser Woche nicht zur Ruhe kommen: Als besonderer Frevel wurde empfunden, dass zur Zeit der Trauerfeier jemand die Tür zum Arbeitszimmer des Stellvertretenden Direktors aufgebrochen und dort 50 Dollar und einen goldenen Kugelschreiber gestohlen hatte. Detective Cunningham war durch den Bericht des diensthabenden Kollegen auf den Vorgang aufmerksam geworden und hatte mit ihm gesprochen. Zwar gab es genug Fingerabdrücke in Oakbridges Büro, doch da es bis auf die Nachtstunden nie abgeschlossen war und jedermann zu jeder Zeit Zugang zu den Direktoren und ihren Handbibliotheken hatte, waren diese Spuren wertlos. Bill Oakbridge hatte die Vermutung geäußert, dass es einer der Junkies gewesen sein könnte, die sich an der nahe gelegenen Bushaltestelle herumtrieben. Dort war es schon öfter zu Diebstählen, einmal sogar zu einem Raubüberfall gekommen. Jedenfalls fanden sich keinerlei Hinweise auf einen Zusammenhang zwischen dem Tod von Professor Knightley und dem Einbruch bei Professor Oakbridge. Am Donnerstagvormittag fand eine Sitzung des obersten Verwaltungsgremiums der Universität statt, auf der man beschloss, Oakbridge zu bitten, bis auf weiteres die Leitung des Instituts zu übernehmen. Er erklärte sich dazu bereit, bat jedoch um Verständnis dafür, dass er noch in derselben Nacht für etwa vierzehn Tage nach Rom aufbrechen müsse – eine unaufschiebbare Reise, die er bereits mit dem Verstorbenen abgestimmt habe.

Kapitel 2 – Der Bibliothekar



Der Heilige Vater beugte sich über den Mann, der vor ihm kniete und seinen Ring küsste.

«Erhebt Euch, Gian Carlo Montebello. Ich habe Euch in Eurer Zeit in Rom als ebenso frommen wie klugen Arbeiter im Weinberg unseres Herrn kennengelernt und möchte Euch bitten, den vakanten Sitz des Erzbischofs von Neapel einzunehmen.»

Monsignor Gian Carlo Montebello, Kirchenhistoriker und seit fast zehn Jahren einer der Bibliothekare der Biblioteca Apostolica Vaticana, fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoss. Er war Anfang vierzig und somit noch ein Jüngling in der römisch-katholischen Hierarchie. Und heute war der Papst in vollem Ornat zu ihm in sein Büro gekommen und trug ihm die Bischofswürde seiner Heimatdiözese an. Das Herz in Montebellos Brust pochte wild. Er wünschte, der Heilige Vater würde weitersprechen, und das würde er sicher auch tun, wenn nur endlich dieses blöde Telefon aufhörte zu klingeln. Das Geräusch bohrte sich tiefer und tiefer in sein Gehör. Er stammelte eine Entschuldigung, aber er hörte nur, wie ein Lallen aus seinem Mund kam. Das Bild des Papstes verschwamm vor seinen Augen. Er streckte die Arme nach ihm aus, doch griff er ins Leere. Das Einzige, was blieb, war dieses schreckliche Telefon. Der Gedanke, der ihm in diesem Moment durch den Kopf ging, war sicher nicht angemessen für den künftigen Erzbischof einer der altehrwürdigsten Diözesen der heiligen Mutter Kirche.

Der Apparat schrillte weiter. Der Geistliche schlug die Augen auf.

Er lag mit dem Kopf auf einem staubigen Folianten – einer Quellenausgabe des Konzils von Ephesos. Er war darüber eingeschlafen, während er die Gedankenwelt des Häretikers Nestorius studierte, den das Konzil im Jahre 431 wegen seiner zweifelhaften Ansichten über die Natur Christi und wegen seiner Ablehnung der orthodoxen Vorstellung von Maria als Gottesgebärende exkommuniziert hatte.

In der Ferne hupte ein Auto. Draußen war es dunkel. Nur die Schreibtischlampe erhellte das Arbeitszimmer in der Wohnung des Bibliothekars. Er spürte, wie ihm ein Brillenbügel in die Wange drückte. Und noch einmal schrillte das Telefon. Mit einem Stöhnen richtete er sich auf und knurrte in den Hörer:

«Pronto!»

«Gianni, bist du's? Hier ist Bill.»

Der Mann am anderen Ende der Leitung sprach zwar Italienisch, aber mit dem breiten Akzent des Südstaatlers. Monsignor Montebello hatte Mühe, seine Gedanken zu ordnen.

«Bill? Bill Oakbridge?»

«Wie viele Bills außer mir kennst du denn noch? Muss ich eifersüchtig werden? Was ist los? Du klingst so komisch?»

Der Bibliothekar schaute auf die Zeitanzeige am Bildschirmrand seines Computers. Es war kurz vor drei Uhr morgens. Er musste fast zwei Stunden geschlafen haben. Wenn diese Konzilsakten für seine Forschungen auch wenig hergaben, so waren sie immerhin ein probates Schlafmittel.

«Nein, nein. Schon gut, Bill. Alles in Ordnung. Ich habe noch gearbeitet und war ganz in Gedanken.»

«Du musst ziemlich konzentriert gearbeitet haben. Ich habe es fast zwei Minuten klingeln lassen.»

Langsam kam wieder Leben in Montebello. Man mochte sich für die Papyri, mit denen Bill Oakbridge arbeitete, interessieren oder nicht, aber in keinem Fall war das, was die Forscher in Berkeley mit ihrer Hilfe herausfanden, irgendwie eilig oder weltbewegend. Nichts davon konnte so wichtig sein, seinen ehemaligen Studienkollegen um diese Uhrzeit aus dem Schlaf zu klingeln.

«Was gibt's denn, Bill? Kann ich dich nicht morgen früh zurückrufen? Es ist hier mitten in der Nacht, und deine Krokodilmumien werden nicht plötzlich priesterlichen Beistand verlangt haben.»

Montebello wusste nur zu gut, dass es auf der ganzen Welt kaum einen fähigeren Papyrologen gab als diesen Amerikaner – der in aller Öffentlichkeit einen Lebenswandel pflegte, den manch ein Geistlicher unter größten Gewissensnöten im Geheimen führte. Als Montebello noch während der Studienzeit auf das Laster seines Kommilitonen aufmerksam geworden war, hatte er sich zunächst von ihm abgewandt. Aber dessen Lebensfreude und Hingabe an seine Profession hatten ihn bezwungen. So hatten sie in einer Sommernacht in Trastevere ein ernstes Gespräch über Oakbridges Neigungen geführt. Der angehende Priester hatte dabei seine seelsorgerischen Pflichten der Ermahnung zu einer aus seiner Sicht angemessenen Lebensführung erfüllt. Sie hatten aber auch in aller Offenheit über die konventionellen erotischen Nöte Montebellos gesprochen – und nach dieser Nacht beide Themen nicht mehr berührt. Sie waren damals als Freunde auseinandergegangen, und an dieser Freundschaft hatte sich nie mehr etwas geändert.

«Wenn du morgen früh aufstehst, sitze ich bereits seit ein paar Stunden in der Maschine nach Rom. Ich werde morgen Nachmittag um halb vier in Fiumicino landen. Gian Carlo, hier im Institut haben sich Dinge ereignet, die vieles verändern werden – nicht zuletzt für mich selbst. Außerdem habe ich etwas herausgefunden, das mich zwingt, sofort zu dir zu kommen. Wegen eures Konzilsrummels habe ich aber auf die Schnelle kein Zimmer mehr in Rom finden können. Bitte lass mich ein, zwei Nächte bei dir schlafen, bis ich mir ein Hotel besorgt habe. Und bitte verschaff mir unbedingt die Erlaubnis, die Papyrussammlung des Vatikans zu besuchen. Ich muss den Papyrus P^{75/A} einsehen. Das ist das Fragment, das dein letzter Chef, Kardinal Ambroso, dem Bodmer-P^{XV} zugeordnet hat.»

Montebello war mit einem Schlag hellwach. Der Schweizer Mäzen

Martin Bodmer hatte diese Kostbarkeit zusammen mit ihrem Zwillings, $\mathfrak{P}^{\text{XIV}}$, in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts erworben; und vor nicht allzu langer Zeit waren sie durch eine Schenkung Teil der Sammlung des Vatikans geworden. Diese Papyri waren um die Wende vom zweiten zum dritten Jahrhundert nach Christus entstanden und enthielten große Teile des Lukas- und des Johannesevangeliums. In der Bibliothek wurden sie als \mathfrak{P}^{75} geführt, gehörten zu den ältesten Handschriften des Neuen Testaments und damit zu den wertvollsten Stücken der Vaticana.

Dem von Oakbridge erwähnten Fragment $\mathfrak{P}^{75/A}$ hatte Montebello allerdings kaum Beachtung geschenkt. Es war ein inhaltlich wenig bedeutendes Stückchen Papyrus, das anscheinend den Schluss eines Briefes enthielt. Worum es darin ging, war völlig unklar, weil der obere Teil der Handschrift fehlte. Montebello erinnerte sich noch, dass dieser Handschriftenrest außergewöhnlich alt war und einen Hinweis auf die frühe Christengemeinde in Ephesos enthielt, wo auch Johannes – Apostel und Lieblingsjünger Jesu – jahrelang gewirkt hatte. Wenn jedoch der alte Jesuit Ambroso, der so viele Jahre als *Cardinale archivista e bibliotecario di Santa Romana Chiesa* die Vatikanische Bibliothek geleitet hatte, dieses Fragment in Verbindung mit dem Papyrus \mathfrak{P}^{75} brachte, so würde er dafür sicher stichhaltige Gründe haben. Stand doch der Kardinal nicht nur im Ruf, ein weltgewandter, weiser Theologe, sondern auch ein Meister in der Entzifferung und Deutung alter Handschriften zu sein.

Dass Montebello seinen Anrufer auf eine Antwort warten ließ, lag jedoch nicht an seiner Unsicherheit über den Inhalt der kleinen Handschrift. Vielmehr war es weniger denn je eine Kleinigkeit, Zugang zu den ältesten Schätzen der Bibliothek zu erhalten: Kardinal Ambroso hatte sich in seinem lebhaften Interesse für die Forschungsziele der Besucher der Vaticana und für die Belange seiner eigenen Leute nie als *Sua Eminenza Reverendissima* gebärdet. Das war unter seinem Nachfolger und neuen Präfecten der Bibliothek völlig anders geworden. Der gehörte zum Erbe des letzten Papstes, unter dem niemand Karriere gemacht hatte, der jemals

einen Fußbreit von den Traditionen und Regeln des Vatikans abgewichen war. Dementsprechend war während dessen Pontifikat auch die Besetzung wichtiger Ämter erfolgt. Dies galt für den immer noch amtierenden Vorsitzenden der Glaubenskongregation, Ludovico Panettiere, und es galt eben auch für das neue Haupt der Vatikanischen Bibliothek, Bartholomäus Angermeier. Mit ihm war ein in jeder Hinsicht linientreuer Benediktiner an die Spitze der Vaticana getreten, ein solider Gelehrter und ein sehr guter Organisator – der jedoch mit nur mäßiger intellektueller Regsamkeit ausgestattet war.

Es fiel Montebello nicht schwer, sich vorzustellen, wie der Mann aus Niederbayern reagieren würde, wenn er ihm das Ansinnen Oakbridges vortrug. Er würde ihn über seine randlose Brille hinweg anschauen, seine Arme vor der Brust verschränken und antworten, dass für alle Gelehrten, die in der Vatikanischen Bibliothek arbeiten wollten, dieselben Regeln zu gelten hätten. Auf jeden Fall müsse der Dienstweg bei der Prüfung des Antrags eingehalten werden. Und genau das war das Letzte, was Montebello brauchen konnte. Denn diese Prüfungsfrist war lang, und währenddessen würde mit Sicherheit irgendeiner der Mitarbeiter Angermeiers seinen Chef auf den in der Fachwelt bekannten Lebenswandel seines Freundes aufmerksam machen. Angermeier hatte sich mit Knechtsnaturen umgeben, für die es ein Fest sein würde, einen Mann wie Oakbridge, mit dem sie intellektuell nie hätten mithalten können, wegen seiner Homosexualität herabzuwürdigen. Und damit war es dann auch überhaupt keine Frage, dass dessen Anliegen abgelehnt würde: Das vatikanische Gesetz über den Schutz seiner Kulturgüter enthielt die Bestimmung, dass kein Objekt einem Gebrauch zugeführt werden dürfe, der mit seinem religiösen Charakter unvereinbar oder aber beispielsweise geeignet war, seine Erhaltung zu beeinträchtigen. Einem Sodomiten einen Papyrus zugänglich zu machen, der anscheinend in Beziehung zu einer der ältesten Handschriften des Johannes-evangeliums stand, wäre für Angermeier undenkbar. Dies würde auch in den Augen der Ständigen Kommission für den Schutz der

historischen und künstlerischen Monumente des Heiligen Stuhls, die in solchen Fällen angerufen werden konnte, eine Unvereinbarkeit begründen. Aber da man öffentliches Aufsehen vermeiden wollte, würde man einfach sagen, das Stück sei in einem besorgniserregend schlechten Zustand, so dass man es nicht zugänglich machen könne, ohne seine Erhaltung zu gefährden. Sobald die Restaurierung des Papyrus abgeschlossen sei, wolle man dem Antrag selbstverständlich gern stattgeben. Das würde im konkreten Fall nichts anderes heißen als am Sankt-Nimmerleins-Tag.

Oakbridges Stimme riss Montebello aus seinen Gedanken.

«Hey, Gian Carlo, bist du noch dran? Gianni? Hallo?»

«Ja, ja – beruhig dich wieder! Ich bin noch da. Natürlich kannst du bei mir übernachten. Was allerdings deinen Wunsch betrifft, einfach mal in unseren Papyri zu stöbern, so werde ich dir kaum helfen können. Du weißt, dass diese Stücke aus konservatorischen Gründen komplett unter Verschluss liegen. Aber vor allem ist unser Direktor nicht der Mann, der solchen Überraschungsvorstößen geneigt wäre.»

Den anderen Teil seiner Überlegungen unterschlug der Geistliche, um sich zu dieser Uhrzeit nicht auch noch eine Grundsatzdiskussion mit dem Amerikaner einzuhandeln.

«Um was geht es denn überhaupt, Bill? Du scheuchst mich hier zu nachtschlafender Zeit auf, kündigst einen Überfall an und willst auch noch unangemeldet ins Allerheiligste der Bibliothek.»

«Das kann ich dir am Telefon nicht erklären. Aber ich würde nicht so drängen, wenn es nicht wirklich wichtig wäre. Bitte – ich muss dieses Fragment sehen! Das ist für euren Laden mindestens so bedeutend wie für mich! Holst du mich morgen ab?»

«Ich will sehen, was ich tun kann. Und auf jeden Fall versuche ich, morgen um halb vier am Flughafen zu sein. Aber mehr kann ich wirklich nicht versprechen.»

«Du bist ein Schatz, Gian Carlo! Morgen wirst du alles besser verstehen. Ich freue mich, dich wiederzusehen! Mach's gut, alter Junge!»

«Ciao, Bill!»

Kapitel 3 – Die Audienz



Als am nächsten Morgen um halb sechs der Wecker Monsignor Montebello aus dem Schlaf riss, war sein Nacken steif wie ein Brett. Es hatte ihm nicht gutgetan, auf den Konzilsakten einzuschlafen, und auch das Gespräch mit Bill Oakbridge war kein Stimmungsaufheller gewesen: Wer wie der Bibliothekar noch von Kardinal Ambroso eingestellt worden war, hatte bald zu spüren bekommen, woher neuerdings der Wind wehte. Manch einer bemühte sich um eine andere Stelle, andere erledigten ihre Arbeit wie bisher, begannen aber, sich wie Montebello in eine Art intellektuelle Emigration zurückzuziehen.

Doch es half nichts. Er hatte Oakbridge versprochen, dass er sich dafür einsetzen werde, ihm Zugang zu Papyrus $\text{P}^{75/A}$ zu verschaffen. Und dabei führte kein Weg an Seiner hochwürdigsten Eminenz Bartholomäus Angermeier vorbei. Eine heiß-kalte Dusche und das kleine Frühstück – Espresso und ein Cornetto –, das ihm seine Haushälterin hingestellt hatte, weckten wieder seine Lebensgeister. Er stieg in seinen Wagen und fuhr zunächst zu Santi Ambrogio e Carlo al Corso, einer monumentalen Barockkirche im Herzen Roms, die man zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts errichtet hatte. Dort las Montebello allmorgendlich, bevor er seinen Dienst in der Vatikanischen Bibliothek antrat, um halb sieben die Frühmesse in einer Seitenkapelle, die Maria, Helferin der Christenheit, geweiht war. Dieses Amt war fester Bestandteil jener priesterlichen Pflichten, die er neben seiner Arbeit als

Bibliothekar zu versehen hatte. Auch an diesem Morgen waren nur ein paar alte Leute in der Kirche, aber Ruhe, Sammlung und Gebet während des Gottesdienstes taten ihm wohl. So keimte, als er gegen acht Uhr die Bibliothek betrat, Hoffnung in ihm.

Er begab sich schnurstracks in die Verwaltung, klopfte am Vorzimmer des Direktors an und betrat auf ein «Avanti!» hin das Büro des Sekretärs – eines spanischen Dominikaners namens Padre Luis.

«Laudetur Jesus Christus!»

«In aeternum! Amen.»

«Padre Luis, ob Seine Eminenz wohl kurz für mich zu sprechen ist?»

«Haben Sie einen Termin, Monsignor Montebello?»

«Bedauerlicherweise nicht. Ich komme mit einem Anliegen, das sich ganz überraschend ergeben hat.»

Padre Luis zog die Augenbrauen hoch und griff zum Telefon.

«Ich werde Seine Eminenz fragen; aber ... (und dieses «Aber» wurde von einem sehr geschäftigen Blick in den Terminkalender auf seinem Schreibtisch begleitet) ... aber ich weiß, dass er in einer Dreiviertelstunde den Besuch des italienischen Staatssekretärs des Ministero per i Beni Culturali ed Ambientali erwartet und sich gerade darauf vorbereitet.»

Es gelang dem frommen Türhüter, seinen Worten einen Klang beizulegen, der deutlich machte, dass in diesen Räumen wirklich Wichtiges verhandelt wurde. Demgegenüber konnte irgendein – noch dazu plötzlich auftretendes – Anliegen eines Bibliothekars schwerlich Geltung beanspruchen.

«Eminenza! Bitte verzeihen Sie die Störung. Aber Monsignor Montebello steht bei mir und fragt, ob er Sie unangemeldet behelligen dürfe.»

Es vergingen zwei Sekunden. Dann legte ein sichtlich konsternierter Padre Luis den Hörer auf.

«Sua Eminenza lassen bitten!»

Montebello verneigte sich einen halben Zentimeter und sagte, begleitet von einem sehr förmlichen Lächeln:

«Haben Sie vielen Dank, Padre Luis! Ohne Ihre Fürsprache hätte ich diesen Termin niemals bekommen.»

Dann öffnete er schwungvoll die Doppelflügeltür, die zu den Amtsräumen Kardinal Angermeiers führte.

«Laudetur Jesus Christus!»

«In aeternum! Amen.»

«Eminenza ...»

Noch ehe Montebello mehr als drei Schritte in den Raum hatte machen, geschweige denn sein Anliegen hätte vorbringen können, wurde er von der hageren Gestalt hinter dem Schreibtisch mit einer Handbewegung unterbrochen.

«Monsignor Montebello! Es fügt sich ausgezeichnet, dass Sie gerade heute vorbeikommen. In ein paar Minuten treffe ich den Staatssekretär des italienischen Kultusministers und möchte mich mit ihm über den Stand der Entwicklung digitaler Bibliotheken austauschen. Wie steht es mit der Digitalisierung der Bestände in Ihrer Abteilung?»

Auf so manches war Montebello gefasst gewesen, nicht aber auf diese Frage.

«Also ... Ich habe gerade begonnen, Angebote einschlägiger IT-Firmen einzuholen, um eine Vorstellung von den Kosten für die Retrodigitalisierung unserer Bestände zu erhalten. Außerdem mache ich mir derzeit ein Bild davon, welche Konzilsakten man wohl dieser Prozedur unterwerfen kann, ohne dass sie Schaden nehmen.»

An dem Gesichtsausdruck des Direktors war unschwer zu erkennen, dass das nicht die Antwort war, auf die er gewartet hatte.

«Das geht alles viel zu langsam! Ich möchte, dass die Digitalisierung oberste Priorität für alle Abteilungsleiter der Bibliothek hat. Der Fortschritt der Vatikanischen Bibliothek auf diesem Gebiet soll international zur Benchmark werden. Wir werden sehr viel ökonomischer mit unseren Ressourcen haushalten, als dies zu Zeiten meines ehrenwerten Vorgängers, Kardinal Ambroso, der Fall war. Im Vatikan hat niemand ein vernünftiges Kostenbewusstsein, obwohl allenthalben die Einnahmen zurückgehen. Ich werde auch nach innen Maßstäbe setzen. Bislang glauben alle,

wir könnten hier Geld ausgeben, als ließe es der liebe Gott auf den Bäumen wachsen. Ich will die Bestände unseres Hauses innerhalb von längstens drei Jahren vollständig digitalisiert sehen. Wir werden die Digitalisate online im Pay-Per-View-Verfahren anbieten und damit einen eigenen Beitrag zu unserem Haushalt leisten. Im Übrigen sollten Sie wissen, dass der Nutzer der natürliche Feind des Bibliothekars und seiner Bücher ist. Wir erfüllen demnach eine zweigliedrige Aufgabe: Zum einen sichern wir die Bestände in unseren Magazinen, zum anderen müssen wir sie zugänglich machen. Je weniger uns das kostet und je mehr uns das einbringt, umso besser. Ich bitte Sie, sich künftig nach dieser Maxime zu richten!»

Montebello war dieses Gerede von Herzen zuwider, das so reich an Floskeln, aber so arm an Kenntnis der wissenschaftlichen Realitäten und – trotz allen Business-Geschwafels – auch der ökonomischen Sachverhalte war. Doch in dieser Situation war es nicht sinnvoll, seinem Vorgesetzten zu widersprechen.

«Sehr wohl, Eminenza! Dürfte ich Ihnen bitte noch mein Anliegen vortragen, das mich zu Ihnen geführt hat?»

«Bitte, aber machen Sie rasch! Sie wissen, dass ich gleich Besuch bekomme!»

«Gewiss! Professor Bill Oakbridge, der Stellvertretende Direktor des Center for the Tebtunis Papyri an der University of Berkeley kommt heute nach Rom und bittet darum, kurzfristig den Papyrus P^{75/A} sehen zu dürfen.»

«Mit welchem Forschungsanliegen will er den Papyrus sehen?»

«Es tut mir leid, aber er rief mich heute Nacht vom Flughafen in San Francisco aus an und konnte es mir am Telefon nicht sagen. Es sei jedoch von außerordentlicher Wichtigkeit. Deshalb ist er bereits auf dem Weg nach Rom.»

Ob die Antwort des Direktors der Vatikanischen Bibliothek huldvoller ausgefallen wäre, hätte Montebello ihm Erfreulicheres über den Stand der Digitalisierung der Bestände in seiner Abteilung mitteilen können, sollte dessen Geheimnis bleiben.

«Monsignor Montebello, wie lange arbeiten Sie bereits in der Bibliothek des Vatikans?»

«Seit fast zehn Jahren, Eminenza.»

«Sehr schön. Dann sollten Sie in der Lage sein, wenn Professor Oakbridge eintrifft, ihm den Unterschied zwischen dieser Einrichtung und einer amerikanischen Leihbücherei zu erklären.»

Das Gesicht Montebellos überzog sich rosa. Der innere Kampf, den er jetzt ausfocht, währte knapp zwei Sekunden; dann hatte er verloren.

«Das wird nicht nötig sein, Eminenza. Professor Oakbridge hat hier bereits als Wissenschaftler gearbeitet, als Sie noch Bibliothekar in Kloster Vornbach waren.»

Von der Straße wehte ein warmer Frühlingwind durch die geöffneten Fenster, doch die Raumtemperatur schien mit einem Mal auf die Frostgrenze gesunken zu sein.

«Sie dürfen sich zurückziehen, Monsignor Montebello.»

Während der Kardinal dies mit tonloser Stimme sagte, streckte er seine Rechte aus. Der Bibliothekar machte einige Schritte auf den Schreibtisch zu, beugte sich vor und küsste den Ring seines Vorgesetzten. Dann wich er, einen Gruß murmelnd, in leicht geneigter Haltung rückwärtsgehend zur Tür zurück, drehte sich um, öffnete sie, durchquerte das Büro des Sekretärs, ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, und verließ die Verwaltung.

Als er wieder in seinem Büro war, atmete er tief durch. Sein Herz hämmerte. Wie hatte er sich nur so leicht provozieren lassen können?

«Ich bin ein Esel. Das hat Bill nichts genützt, und mir wird es schaden.»

An diesem Freitag erledigte Monsignor Montebello seine Arbeit ziemlich fahrig. Die Mittagspause ließ er ausfallen. Er hatte keinen Appetit. Dafür ging er bereits um halb drei. Er fuhr zum Flughafen, wo die Maschine mit fast einer Stunde Verspätung angezeigt war. So fand er Zeit, in einer Bar noch einen Espresso zu trinken. Was sollte er Bill sagen?

«Steig gleich wieder ins nächste Flugzeug! Ich hab's vermasselt.»

Nein! Er würde sich natürlich anhören, was für eine Entdeckung seinen Freund so sehr beschäftigte.

Als die Ankunft des Fluges aus San Francisco durchgesagt wurde, straffte er sich und begab sich zu den übrigen Wartenden. Es verging noch fast eine halbe Stunde, bis Bill Oakbridge im Strom der Reisenden durch die Milchglastür trat: Hochgewachsen, mit sonnegebräunter Haut, die einen schönen Kontrast zu seinen blonden Haaren bildete, trug er einen schwarzen Anzug mit offenem schwarzem Hemd, unter dessen Kragen ein cremefarbener Seidenschal verschwand. Der Amerikaner erkannte Montebello sofort in der Menge und kam ihm mit strahlendem Lächeln entgegen. Montebello umarmte ihn, und da sein Freund außer einer stattlichen Aktentasche nur einen kleinen Handkoffer dabei hatte, machten sie sich gleich auf den Weg zum Parkhaus, wo das Auto des Bibliothekars stand.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de